

Jonas Kreienbaum

»Ein trauriges Fiasko«

Koloniale Konzentrationslager im südlichen Afrika 1900–1908

Hamburger Edition, Hamburg 2015,
300 Seiten, 28 Euro

Gibt es eine Kontinuität zwischen den KZ in Deutsch-Südwest-Afrika und denen in Nazi-Deutschland? Dieser Frage widmet sich Jonas Kreienbaum in seiner Studie über die Lager in Südafrika und Deutsch-Südwestafrika und leistet damit einen Beitrag zu einem kontrovers diskutierten Forschungsfeld.

Der Begriff *concentration camp* taucht das erste Mal 1901 in Südafrika auf. Die Engländer internierten die weiße, teilweise auch schwarze Zivilbevölkerung im Burenkrieg, um der burischen Guerillabewegung die zivile Unterstützung abzuschneiden. Diese Separierung erwies sich als kontraproduktiv, weil die Guerillakämpfer ohne Rücksicht auf ihre Familien sogar besser operieren konnten. Die hohe Sterblichkeit in diesen Lagern war bedingt durch mangelnde Hygiene und Seuchen. Alfred Milner, der britische Hochkommissar in Südafrika, nannte »die ganze Sache« in einem vertraulichen Brief »ein trauriges Fiasko« – mehr nicht. Vorgänger dieser Lager waren die der USA auf den Philippinen und der Spanier auf Kuba.

In Deutsch-Südwest-Afrika dienten die Lager ab 1904 neben der Herrschaftssicherung der Abrichtung zur Arbeit und der Bestrafung der aufständischen Herero und Nama, so Kreienbaum. Der stellvertretende Gouverneur Tecklenburg schrieb 1905: »Unsere eigentlichen kriegerischen Erfolge haben geringeren Eindruck auf sie gemacht. Nachhaltigere Wirkung verspreche ich mir von der Leidenszeit, die sie (in den Lagern) durchmachen.« Obwohl am Ende zwei Völker fast ausgerottet waren, folgert der Autor, es habe keine eliminatorische Absicht gegeben, deswegen bestehe auch keine Kontinuität zu den KZ in Nazi-Deutschland. Deren Wurzeln sieht er zu Recht in der preußischen Tradition der »Schutzhaft«, der Arbeitshäuser und -lager. Diese Tradition gilt gleichermaßen für die Lager in Deutsch-Südwest.

Kreienbaum redet sie nicht klein, nennt die Sterblichkeit höher als in den »NS-Vorkriegslagern«, findet auch Gemeinsamkeiten, etwa bezüglich der Ausbeutung der Arbeitskraft. Aber: »Eine abschließende Antwort lässt sich beim gegenwärtigen Forschungsstand nicht geben.« Dieses unbefriedigende Ergebnis ist nach dem Eingangskapitel, das wichtige Fragen zuspitzt, enttäuschend. Der Historiker setzt zu sehr auf seine Quellen, die vor allem aus dem Reichskolonialamt, den kaiserlichen Gouvernements, Bezirksämtern und der Rheinischen Missionsgesellschaft

stammen. Aber die Wirklichkeit lässt sich nicht durch Täterakten und Berichte evangelischer Pfarrer erfassen. Zwischen dem Genozid an den Herero und Nama und dem Holocaust liegen nur 40 Jahre. Das Fehlen eines Zusammenhangs wäre erstaunlicher als dessen Vorhandensein, schreibt der Historiker Jürgen Zimmerer. Unerwünschte oder »unbrauchbare« Menschen auszusondern und zu ermorden, hat hier in großem Stil begonnen. Um die Weitergabe der zugrunde liegenden Überlegenheitsmentalität von »Herrenvölkern« nachzuweisen, braucht es allerdings mehr als Empirie. **Sabine Lueken**

Philipp Ikrath

Die Hipster

Trendsetter und Neospießer

Promedia, Wien 2015,
208 Seiten, 17,90 Euro

Hipster sind immer die anderen. Im Internet wird die Bezeichnung geradezu als Schimpfwort benutzt, und auf jeden erklärten Hipster kommen mindestens 15 erklärte Hipsterfeinde. Warum mobilisiert die

dichtung & wahrheit

se Figur so starke Abneigung? Philipp Ikrath ist in der Marktforschung tätig und stützt sich auf soziologische Befragungen. Er analysiert das Hipstertum als Set von Konsumgewohnheiten, die gerade keine systematische Einheit bilden. Ein Hipster ist modebewusst und stilsicher; er ist kein Mitglied eines Kollektivs und folgt in seinen Geschmacksurteilen keinem Kanon. Vielmehr lässt er sich (angeblich) nur von seinen ganz individuellen Neigungen leiten, die sich um die Grenze zwischen Hochkultur und Schund nicht scheren.

Am Hipster provoziert, argumentiert der Autor, seine Ironie und Uneigentlichkeit: Man hält ihm vor, er sei nicht authentisch. Stimmt, bekräftigt Ikrath, zeigt aber überzeugend, dass diese Kritik mit dem gleichen Recht die meisten Lebensstile und Milieus trifft. Der Hipster »legt einen radikalen Individualismus an den Tag und geht ganz in seiner privaten Existenz auf, ohne irgendein Interesse an der öffentlichen Sphäre zu zeigen. Gegenwart und Vergangenheit sind für ihn gleichberechtigt, da sie lediglich als Ressourcen zur Gewinnung symbolischen Kapitals in Form von exklusivem Geheimwissen dienen.« Dieser »ästhetische Eklektizismus, gepaart mit moralischer und weltanschaulicher Indifferenz« treibt »Grundzüge der gegenwärtigen Gesellschaftsordnung« auf die Spitze. Das Bildungsbürgertum, politisch le-

thargisch und ohne nennenswerte Überzeugungen, will modern, aber eben auch in Traditionen verwurzelt sein. Der Hipster dagegen kennt keine Loyalität, bekennt sich offensiv zur Indifferenz. Kurz, in seiner Gestalt haben Bürger sich selbst. Mit dieser Stoßrichtung ist Ikraths Abhandlung eine gebotene Kritik an einem Klischee. **Matthias Becker**

Ali Eskandarian

Die goldenen Jahre

Aus dem Englischen von Robin Detje.

Berlin-Verlag, Berlin 2015,
206 Seiten, 20 Euro

Je nun, was soll man sagen? So geht's halt zu: »Im nächsten Augenblick liegt sie auf dem Bauch, und ich fickte sie wie einen Hund.« Es wird viel und rüde gevögelt in diesem Buch, von diesem Erzähler, mal mit Allison, mal mit Carrie, oder war's Maryam? Sex & Drugs & Rock 'n' Roll, denn der Geschlechtsverkehr paart sich mit ausgiebigem Drogenkonsum, und die Musik spielt dazu.

Küchenpsychologisch könnte man den hochfrequenten Sex als probate, vielleicht einzige Möglichkeit des Erzählers interpretieren, sich in einer fremden Gesellschaft als Gleicher unter Gleichen zu fühlen. Ali ist vom Iran in die USA geflohen, wo er eine Musikerkarriere begonnen hat, die aber ins Stocken geraten ist, so dass er, von Geldsorgen geplagt, allerlei Gigs und Jobs annehmen muss, die ihm wenig behagen. In Brooklyn lebt (und vögelt und drogenkonsumiert) er in einer wilden WG mit dito rockmusizierenden Exil-Iranern zusammen.

All das ist so autobiografisch wie bitter: Bei einem Überfall auf dieses Haus wurden zwei Mitglieder der Band The Yellow Dogs und Ali Eskandarian im November 2013 erschossen. Womit sich zum Sex-&-Drugs-&-Rock-'n'-Roll-Motiv noch der »live fast, love hard, die young«-Mythos gesellt. Das war für den Verlag der Anlass, Eskandarians Roman den »Kultbuch«-Status zu prophezeien. Der wäre unverdient, denn bei aller persönlichen Tragik, dem (allerdings nur am Rande berichteten) Migrantenschicksal und der »Authentizität« leidet der Debütroman, den Eskandarian kurz vor seinem Tod abgeschlossen hat, am Fatalsten, was einem Buch zugeschrieben werden kann: Langeweile. »Die Tür geht auf, und ein paar Leute kommen herein, Bekannte von einem der Kids von gestern Abend. Bald kommen noch mehr dazu, und wir trinken und rauchen und wollen Koks besorgen ... Warum wir mit unserem Leben nichts Sinnvolles anfangen können, bleibt mir ein Rätsel.« And so on, baby. Die große Erzählung vom haltlosen Künstlerleben auf den staubigen Straßen Amerikas hat seit Kerouac selig an Erregungspotential erheblich verloren. **Thomas Schaefer**